









# Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Allpreussischen Zeitung“.

Nr. 18.

Elbing, den 22. Januar.

1896.

## Wege des Schicksals.

Original-Roman von Heinrich Robert.

Nachdruck verboten.

20) „Ich könnte rasend werden!“ Er drückte sich beide Hände gegen den Kopf. Sein Auge suchte starr und groß im Zimmer umher, suchte er die Schwester? „Ueberall dieser Amerikaner! Was will er hier in Deutschland?“

„Er sucht seine Schwester, die vor 20 Jahren seinen Eltern im Hafen von Hamburg verloren ging.“

Ida blickte mit Schreck auf den Vater, aus dessen offenstehenden Munde keine Antwort kam. Er war so blaß geworden, wie eine Leiche, sein Auge blickte starr geradeaus, seine grauen Haare waren emporgestäubt und alle seine Glieder zitterten.

„Um Gotteswillen, was ist Dir, Vater!“ rief Ida hinzuspringend.

Aber es dauerte geraume Zeit, bis sich der Alte wieder erholte. Er schlug dann die Augen vor's Gesicht und stöhnte so recht von Herzensgrunde.

„Gerechter Gott im Himmel!“

„Aber Vater, so sprich doch zu mir, Deiner Tochter!“

„Ja, zu meiner Tochter! Und weißt Du, wenn ich spreche, was das Mädchen thun wird, das sich jetzt meine Tochter nennt? Sie wird sich mit Abscheu von dem Mann wenden, dem sie den süßen Vaternamen gab und dieser Mann wird mit verbülltem Gesicht bekennen, daß ihm Recht geschieht!“

Tiefbesümmert, gebrochen wandte der alte Schiffner sich dem Ausgang zu und verließ mit unsicheren Schritten das Hotel. Mit dem Gedanken des Zweifels kehrte Ida in das Krankenzimmer zurück.

Stebenzehntes Kapitel.

Die Hofdame Isabella v. Reden hatte heute den Dieft bei der Königin.

Isabella war schon um neun Uhr Morgens in voller Toilette, allein bevor sie daran dachte, durch die Corridors nach dem Mittelbau des Schlosses hinüber zu rauschen, ließ sie durch den Diener bei ihrem Vater anfragen, ob er für sie auf kurze Zeit zu sprechen sei. Der

Hofmarschall gab sogleich eine zusagende Antwort und sie trat bei ihm ein.

„Guten Morgen, lieber Vater!“

„Guten Morgen, mein Kind! Was bringst Du mir denn so früh?“

„Ich versuchte gestern wiederholt bei Dir vorzukommen, allein —“

„Du fandest keinen Zutritt? Ja, ich war sehr beschäftigt und am Abend mußte ich beim König spielen. . . Du verstehst? Es hat mir leid gethan.“

„Wir finden heute Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen.“

„Also schütte Dein Herz aus.“

„Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß mich die Vorgänge mit Otto in hohem Grade aufgeregt haben.“

„Das läßt sich bei Deinem weichen Gemüth wohl denken.“

Isabella lächelte. „Du findest es wohl auch recht herzlich, Vater, daß ich die Millionen des Oheims und diesen wunderbaren Zufall, der seinen Sohn betroffen, mit einander combinirt habe.“

„Das entspricht Deinem Verstande. Ich will Dich nicht in Deinem Glauben stören.“

„Sehr verbunden. Eins aber fehlt Dir. Ich will Dich nicht in Deinem Glauben stören.“

„Sehr verbunden. Eins aber fehlt Dir, wie mir zu dieser Berechnung: die apodictische Gewißheit, daß er sterben wird.“

„Das müssen wir abwarten.“

„Rein, das wäre gefehlt. Ich habe die Absicht, selbst thätig einzugreifen.“

„Du willst den Platz an seinem Sterbebette einnehmen? Eine vortreffliche Idee. Dein Bruder schauderte vor dem gleichen Ansinnen, das ich ihm stellte, zurück!“

„Daß also mich für ihn eintreten. Dieser arme Vetter muß in Ruhe sterben können. Und daß dies geschieht, dafür laß nur mich sorgen.“

\* \* \*

Das Krankenzimmer lag still und friedlich. Der Kranke ruhte noch in derselben Lage in den Kissen des Bettes, die er am Abende zuvor eingenommen hatte. Wohl hatte er in der wilden Fiebergluth der Nacht und des Morgens wiederholt unter lautem Stöhnen sich auf dem Lager umher zu werfen versucht, aber sanfte Hände hatten ihn immer wieder in die günstige Lage gebracht und die verschobenen Kissen geglättet und gestrichen.

Jetzt lebte er auf, aber die tiefe Bewußtlosigkeit hatte in keiner Weise nachgelassen; die erste Nacht nur lag hinter dem todtewunden Mann und seinen Pflegern, ob er die nächste überleben würde, wer konnte es wissen?

In das Krankenzimmer selbst und in die mit ihm in unmittelbarer Verbindung stehenden beiden Vorgemächer, wurde seit dem Besuche des alten Schiffner auf ärztliche Anordnung Niemand hineingelassen. Ida war es gewesen, die hierzu die Veranlassung gegeben hatte und ihr hauptsächlichster Grund zu derselben waren ihre begründeten Besürchtungen wegen einer etwaigen Störung des Kranken gewesen.

Hierdurch aber war es gekommen, daß Curt von Reden am frühen Morgen des heutigen Tages, als er gekommen war, bevor er auf's Schloß zu seinem Vater ging, um über das Befinden des Verwundeten Auskunft einzuziehen, sich mit denjenigen Nachrichten hatte begnügen müssen, die ihm der in den vorderen Zimmer wohnende Diener auf Grund seiner eigenen Anschauungen gegeben hatte. Sie lauteten ungünstig und das konnte süßlich auch gar nicht anders sein: eine Besserung des Zustandes war bis dahin nicht zu bemerken gewesen und daß der Verwundete zwischen Tod und Leben schwebe, war ihm ja bekannt genug.

Als der Vormittag vorschritt, kamen die Aerzte. Es galt der Anlegung eines neuen Verbandes und gleichzeitig sollte der Versuch gemacht werden, die Kugel zu finden und zu entfernen.

Die Schwestern zogen sich beim Eintritt der Aerzte zurück; nur die Diaconissin blieb zur Hilfeleistung da.

Mehr als eine lange bange Stunde verging. Endlich öffneten sich die Thüren des Krankenzimmers wieder. Es war gelungen! Die Kugel war glücklich entfernt.

„Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen,“ sagte der Arzt, den die beiden Schwestern kannten, zu ihnen, als sein College weggegangen war, daß er im Laufe des Tages oder der Nacht und gerade in einem Augenblicke zum Bewußtsein gelangt, zu welchem ich nicht hier bin. Halten Sie für diesen Fall Alles, was störend auf ihn einwirken könnte, zurück, und vor allem vermeiden Sie, ihn irgendwie zum Reden zu veranlassen.“

Als der Arzt durch den vorderen Corridor schritt, kam ihm von der Treppensucht her Mittelmeister von Reden entgegen.

„Ah, vortrefflich, daß wir uns begegnen, Herr Doktor“, sagte der Offizier. „Haben Sie eine Minute für mich übrig?“

„Ich stehe zu Diensten.“

Sie traten in eins der vorderen Zimmer des Hotels.

„Meine Angelegenheit betrifft den Kranken“, sagte der Mittelmeister, „und bedarf zunächst Ihrer Zustimmung, Herr Doktor.“

„Bitte, lassen Sie hören.“

„Für weibliche Pflege durch Diaconissinnen ist doch bereits gesorgt?“

„Es stehen mir in solcher Beziehung auch noch andere Hände zur Verfügung, die Töchter des kanzlischen Schiffner nämlich.“

„Das ist stark! Wie kommen die Mädchen zu solch einem Gebahren?“

„Ich darf wohl voraussetzen, daß Ihnen die Motive dafür bekannt sind.“

„Wenn Sie hierzu Ihre Einwilligung gegeben haben, Herr Doktor, so ersuche ich Sie, dieselbe alsbald zurück zu ziehen.“

„Das wird nicht geschehen. Ich habe an den von mir eingesehenen Pflegerinnen nicht das Mindeste auszuliegen und deshalb müssen sie, soweit ich eine Entscheidung zu treffen habe, hier bleiben.“

Die Züge des Mittelmeisters verfinsterten sich, seine Stimme klang sehr kühl und er sprach gar sehr von oben herab.

„Die Familie hat bestimmt, daß die Pflege des Kranken in die Hände eines Familiengliedes gelegt werden soll. Und dieses Familienglied ist meine Schwester.“

„Die Hofdame der Königin?“

Der Offizier nickte.

„Verzeihen Sie meine Offenheit,“ fuhr der Arzt fort, „eine so hochstehende junge Dame mag zu allem Anderen passen, aber sicher nicht zur Pflege eines schwer Verwundeten, der mit dem Tode ringt.“

„Es werden sich Hände finden lassen, die mit solcher Pflege vertraut sind. Meine Schwester wünscht sie mit zu beaufsichtigen.“

„Wenn sich die Familie dafür entschieden hat, kann ich wohl nichts dagegen thun!“

„So ertheilen Sie geälligt Anweisung, daß sich die Geschwister Schiffner zurückziehen.“

„Wenn die beiden Schwestern aus dem Krankenzimmer gewiesen werden,“ rief der Arzt mit scharfer Stimme, „so werde ich mit ihnen gehen.“

Darauf drehte er dem Mittelmeister den Rücken und verließ das Zimmer.

Kurt war wüthend über die energische Weigerung des Arztes. Aber alles Nachsinnens ungeachtet verfiel er doch auf kein Mittel, wie er die Schwestern aus des Veters Krankenstube entfernen könnte, ohne Aufsehen zu erregen.

Deshalb ging er auf's Schloß, um sich bei dem Vater Rath zu holen.

Aber als er bei dem Hofmarschall eintrat, wäre er um eines Haares Breite mit dem Rufe des Entsetzens wieder zurückgefahren. Der Alte glich ganz und gar einem Manne, den der Tod bereits mit beiden Händen gepackt hat. Er sah ganz grau und beträchtlich älter aus, als er thatsächlich war; seine Glieder schlotterten und sein Nacken war gebeugt.

Und trotzdem machte der Alte doch noch den Versuch, jenes bekannte lebenswürdige Lächeln auf seinem Gesichte erscheinen zu lassen.

„Ich sehe recht übel aus, nicht wahr, Kurt?“ rief er dem Eintretenden entgegen.

„Wieder heftige Gemüthsbewegung gehabt?“ fragte Kurt.

„Der König war sehr ungnädig. Ottos Ehrenhandel gefällt ihm nicht und er schob mir die volle Schuld daran zu. Und das mußte ich einstecken.“

„Du hast Dir geschadet, Vater!“

„Das ist richtig. Doch genug davon. Was führt Dich zu mir?“

Der Rittmeister erzählte die Sache mit der beachtlichsten Pflege.

„Das will ich sofort in Ordnung bringen,“ erklärte der Hofmarschall. „Tritt auf einen Augenblick bei Deiner Schwester ein, Kurt.“

Während der Rittmeister hinausging, rief die Klingel den Diener herein, der Befehl erhielt, sofort den Kanzlisten Schffner zu citiren.

Fünf Minuten später stand der Gerausene vor dem Chef.

„Ihre Töchter haben sich in der Wohnung des verwundeten Freiherrn von Neden seit gestern Abend als Krankenpflegerinnen eingenistet; Schffner, wie soll ich das verstehen. Haben Sie meine Weisungen vergessen?“

„Meine Kinder handeln in Uebereinstimmung mit ihrem Vater, Excellenz.“

„Und das haben Sie die Unverschämtheit, mir in's Gesicht zu sagen? Gehen Sie und schaffen Sie augenblicklich Ihre Töchter nach Hause!“

„Das wird nicht geschehen, Excellenz!“

Der Hofmarschall Intratschte. Aber er zwang sich doch auf der Stelle zur Ruhe und Räte. Nur die Drohung klang im Tone seiner Stimme noch deutlich durch.

„Sie wissen, daß ich die Mittel habe —“ sagte er.

„Diese Mittel fehlen Ihnen heute, Excellenz.“

„Sind Sie verrückt?“

„Nein, bei meinen vollen Sinnen. Mein Weg von Ihnen führt mich zum Landgericht.“

„Sie hätten vor zwanzig Jahren an diesen Weg denken sollen; es ist das etwas spät heute.“

„Aber noch nicht zu spät, Herr Hofmarschall.“

„Gut also. Thun Sie, was Sie nicht lassen können. Ich bin der Letzte, der einen Irrsinnigen aufhält.“

„So wird dieser Irrsinnige gehen und einen Schurken entlarven.“

„Schffner!“

„Hörst Du den Ankerruf, Schurke?“

„Er ist rasend!“

„Nein, ich bin bei meinem vollen Verstande! Wer war es, der mich mit teuflischer Consequenz abhielt, Nachforschungen anzustellen, wem das Kind gehöre?“

„Ich, besser Schffner —“

„Du warst es, Hallunke und wußtest, daß es Deines Bruders Kind war.“

„Schweigen Sie bei meinem Zorn!“

„Ohnmächtiger Schuft, ich habe Dich durchschaut! Die Millionen Deines Bruders sind es gewesen, die Dich verlockt haben, Scheusal! Der Himmel hat gestern meine Augen geöffnet und

ich sehe klar. Die Tochter galt für besesselt; den Sohn hast Du auf die Bahn getrieben, die ihm den Tod bringen mußte. Mehr todt als lebendig liegt er auf seinem Schmerzenslager. Aber der gute Gott ist gerecht. Das Werk des Bösen wird nicht gelingen. Aber Deinen Namen, Schurke, will ich an den Pranger schlagen.“

Der Hofmarschall stand aufrecht, aber stumm, als der Kanzlist hinausging.

Und als sich die Thür hinter Jenem geschlossen hatte, da zuckte ein greller Zug von Schmerz über sein Gesicht, er griff mit beiden Händen nach seinem Herzen und fiel um.

Der im Vorzimmer weilende Diener hörte den Fall und stürzte herein.

Sein Geschrei rief die Hofdame und den Rittmeister herbei.

Man brachte den Hofmarschall zu Bette und schickte nach Aerzten.

Sie waren rascher da, als vielleicht in irgend einem anderen Falle.

Und sie bemühten sich länger als eine Stunde um den Leblosen.

Aber alle ihre Bemühungen blieben ohne jeden Erfolg. Sie hatten bereits eine Leiche vorgefunden und aus dieser konnte auch ihre gesammte Kurpfertigkeit nicht wieder einen lebenden Menschen machen.

Ein Herzschlag hatte dem Leben des Hofmarschalls v. Neden plötzlich ein Ende gemacht.

Und alle, die es hörten, wunderten sich und wollten gar nicht daran glauben, daß das Leben dieses anscheinend so jugendfrischen Mannes durch einen so plötzlichen Tod sein Ende gefunden habe.

Der Rittmeister Curt v. Neden wurde durch diesen Todesfall der Besitzer des Familienstammgutes Rothenstein. Das war ein Besitz, von dem ihm vorläufig auch nicht ein Flegel auf dem Dache gehörte und den ein Gläubiger-Ausschuß zur Zeit verwaltete.

Man sieht also, besonders lucrativ war für den Rittmeister v. Neden die Besitzergreifung von dem väterlichen Erbe nicht.

Die irdischen Ueberreste des Hofmarschalls, Freiherrn Bruno von Neden, waren bereits in der Familiengruft zu Rothenstein beigesetzt, als sich im Krankenzimmer in dem Befinden seines Neffen die ersten Anzeichen erkennen ließen, daß der schwer gefährdete Organismus seiner Genesung entgegenging. Aber wie schwach und winzig waren diese Anzeichen!

Am sechsten Tage erst hatte der Verwundete die Augen auf einen Augenblick aufgeschlagen. Aber entweder war dieses Auge noch unklar, oder das verhängte fast dunkle Zimmer und die ihm ganz wunderbar vorkommende Umgebung hatte wieder verwirrend auf ihn eingewirkt; nach kurzem Umherstarren hatte er sie mit einem dumpfen Aufstöhnen wieder geschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

## Man nigfaltiges.

\* **Wiener Balltoiletten.** Anknüpfend an den in Wien stattgehabten großen Hofball schreibt die „N. Fr. Presse“: „Das charakteristische Zeichen der heurigen Hofball-Toiletten war der Diamant. Die Mode greift bereits zu dem höchsten Ausdruck des Luxus und „diamantirt“ die Kleider, wie es in der Schneidersprache heißt. Hat man sich doch schon in den letzten Jahren so ziemlich Alles gestattet, was an früher nie dagewesener Pracht geleistet werden konnte. Dennoch übertreffen die heurige Profate ihre Vorgänger noch um Einiges an Schönheit und Größe der Musterung; die Moirés, die nun ebenfalls brochirt werden, schillern in Perlmutterfarben, der Duchesse-Atlas fällt in reichen, schweren Falten, kostbare Spitzen werden in ebenso kostbare Gewebe eingesetzt und ihr Muster durch die besagten Diamanten — die allerdings nur Pierre de Strass sind — effectvoll hervorgehoben. An der Facon der Toiletten ist seit dem Vorjahre keine große Veränderung wahrzunehmen: das Hofballkleid bewegt sich in den engen Grenzen eines eigenen Stils und die Manier der herrschenden Mode kann nur in Details zu Tage treten. So entdeckt man Louis XVI.-Maschen, aus Silber-, Gold- und Straß-Stückereien zusammengesetzt, ferner ein Pompadour-Motiv, das sich in einem Körbchenmuster bemerkbar macht, und hie und da kurze Vasen an den Taillen; man sieht aber auch die glänzend gelungenen Versuche, den unförmigen Ballonärmel zu bekämpfen, während seine Nachfolger in Flügel-, Schmetterlings- oder Maschenform auftreten. Bei den Toiletten der jungen Welt wird wohl noch zum Theile an traditionellem Tüll oder Gaze festgehalten, doch meistens nur im Aufpuß der Seidenkleider.“

\* **Der entscheidende Auß.** Eine hübsche Geschichte aus der Jugendzeit des verstorbenen belgischen Staatsmannes Frère Orban ist die seiner Vermählung mit Frä. Orban. Frère war damals noch ein ganz junger Advokat, der bereits durch sein Rednertalent die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, aber noch keine große Bedeutung innerhalb seiner Vaterstadt Lüttich hatte. Frä. Orban liebte den jungen Mann, und die jungen Leute hatten sich heimlich verlobt. Als Frère jedoch mit dem officiellen Heirathsantrag herausrückte, wurde er abgewiesen. Da faßte Frä. O. einen heroischen Entschluß. Eines Abends im Theater begegnete sie ihrem Bräutigam, und vor der ganzen Gesellschaft umarmte sie ihn und küßte ihn herzlich auf beide Wangen. Nach dieser

unzweideutigen Kundgebung konnten die hartnäckigen Eltern nicht umhin, nachzugeben und, um den Skandal zu vermeiden, die Verheirathung zu gestatten. Frä. Orban hatte wahrlich nicht schlecht gewählt. Seit seiner Heirath und in Erinnerung an diese Begebenheit fügte Frère den Namen seiner Frau dem seinigen bei und nannte sich fortan Frère-Orban.

\* **Sieben Söhne beim Militär** hat eine Bäuerin Namens Marie Kösel, welche in dem Dorfe Rauppa bei Baugen lebt. Die Vaterlandsvertheidiger gehören sämmtlich der sächsischen Armee, zum Theil als Unteroffiziere, an. Dies seltene Vorkommniß veranlaßte die Brüder, jeder in der Uniform seines Regiments, die betagte Mutter in ihrer wendischen Bauerntracht in der Mitte, sich photographiren zu lassen. Die Mutter hat darauf ein Exemplar der gelungenen Gruppenaufnahme dem König Albert von Sachsen gewidmet. Der König nahm das Bild nicht nur an, sondern erkreute auch die Wittve durch ein Bild von sich selbst in prachtvollem Rahmen. Es trägt die eigenhändige Namensunterschrift des Königs.

## Heiteres.

\* **Rundmachung.** „Im Nachlasse meines verstorbenen Gatten, des Advokaten Winkelmeier, befinden sich verschiedene Akten. Darauf Reflektirende mögen sich binnen 6 Wochen melden, da sie sonst eingestampft werden!“

\* **Umschreibung.** „... Was haben Sie denn an der Baronesse auszufetzen?“ „Offen gestanden — ihre Vergangenheit!“ „Ihre Vergangenheit? Da müßt' ich bitten! Dafür garantire ich — die ist makellos!“ „Bezweifle ich auch nicht — aber viel zu lang!“

\* **Druckfehlertensel.** (Aus einem Zeitungsroman.) .. Wegen momentaner Geldverlegenheit sah sich der Graf genöthigt, ein Grundstück zu verkaufen. (Schloß folgt.)

\* **Einfachste Abhilfe.** „Aber ich bitte Dich, Emilie, bleib doch nicht bei jeder Auslage stehen!“ — „Gut — gehen wir hinein!“

\* **Literarischer Stolz.** „Sieh nur den Schulze, wie er jetzt den Kopf hoch trägt! Hat er vielleicht geerbt?“ „Bewahre; es soll aber so vor einem halben Jahre ein Gedankensplitter von ihm in einem Journal gestanden haben.“

Verantw. Redakteur: A. Schulz  
in Elbing.

Druck und Verlag von S. Gaark  
in Elbing.